



CONSEIL MISSIONNAIRE CATHOLIQUE SUISSE (CMCS)
SCHWEIZERISCHER KATHOLISCHER MISSIONSRAT (SKM)
CONSIGLIO MISSIONARIO CATTOLICO SVIZZERO (CMCS)

Route de la Vignettaz 48, Postfach 187, 1709 Freiburg

Tel. 026 425 55 70, Fax 026 425 55 71, Mail: martin.bernet@missio.ch

Dialogisch

Dialogisch leben in Taiwan

Sr. Jermia Thoma CSC

Publiziert in der SKZ 27-28/2006 – 6. Mai 2006

Dieser Beitrag führt die Artikelserie fort (siehe SKZ 21/2006), die zu den vier Kriterien für solidarischen Glauben und Handeln in der Handreichung „Ich habe das Elend meines Volkes gesehen... und jetzt geh!“ (herausgegeben vom SKM) genannt sind.

Damit ich in Taiwan überhaupt einen Dialog führen kann, ist es natürlich wichtig, die Sprache zu lernen. Als erstes habe ich Mandarin-Chinesisch gelernt, weil dies die Umgangssprache unserer Schwesterngemeinschaft ist. Zu dieser Gemeinschaft gehören aber Schwestern aus sechs verschiedenen Sprachgruppen (im Taitung Distrikt sind es insgesamt deren neun!). Mit dieser Sprache ist das je eigene Denken, die je eigene Lebensweise und Kultur dieser ethnischen Gruppen verbunden. Wenn ich mit den Menschen aus dem Ureinwohnerstamm der Bunun einige Sätze in ihrer Sprache spreche, geht ein Leuchten über ihre Gesichter und sogleich bin ich eine der ihren. Die Leute wissen es zu schätzen, wenn man ihre Sprache spricht. Und wenn ich mit ihnen esse und eben esse was auf den Tisch kommt, wie z.B. Schlangenfleisch, Feldmäuse, Affenfleisch, Wildschwein, fliegende Hunde usw. usf., wissen sie dies besonders zu schätzen, denn so brauchen sie nicht ein Extra-Menue mit Fisch, den sie kaufen müssen, zu kochen. Essen, was die Ureinwohner essen, auch wenn es nicht immer nach meinem Geschmack ist, heisst doch zu ihnen zu gehören, Leben mit ihnen teilen. In diesen Tischgesprächen kann ich die Leute besser kennen lernen und höre und fühle, wo sie der Schuh drückt.

Auch ihre Arbeit auf den Feldern, an steilen Berghängen wollte ich besser kennen lernen. So anbot ich mich zum Jäten der Erdnussfelder, ich half mit bei der Maisernte. Schon nach

einem halben Tag machte ich schlapp. Das Stehen an diesen steilen Hängen machte mir Mühe und dann die Sonne, die auf mich niederbrannte. Am gleichen Abend hatte ich mit denselben Leuten Schriftlesung, nun wunderte es mich nicht, dass einzelne einnickten und andere sich nur mit Mühe wach hielten. Doch dieses Mitarbeiten hat in den Leuten viel Sympathie ausgelöst, sodass sie den Bunun in den andern Dörfern erzählten, dass die Schwester nicht nur das Wort Gottes verkünde, sondern eben auch mithilfe bei täglichen Feldarbeiten.

Dialogisches Verhalten zeigt sich nicht in erster Linie im Führen eines Dialogs, eines Gesprächs, ist nicht nur etwas das ich im interkulturellen und interreligiösen Umfeld auch noch tun kann, vielleicht ein Hobby, sondern gehört in Taiwan zum Alltag. Das ganze alltägliche Leben spielt sich ab im dialogischen Umgang mit den Menschen, mit denen ich zusammenlebe, unabhängig von ihrer Religion, Rassenzugehörigkeit oder sonst welchen Verschiedenheiten.

Wenn ich auf die Strasse gehe, begegne ich Menschen die zu anderen Religionsgemeinschaften gehören. Meine Nachbarn rund um mich herum sind Taoisten, Buddhisten, gehören der Volksreligion an oder sind religionslos. Mein Erscheinen als ausländische Ordensschwester löst oft Fragen aus: Woher bist du? Weshalb hast du deine so schöne Heimat verlassen? Wie viele Kinder hast du? Andere Nachbarn wiederum sagen: es ist gut, dass du hier wohnst, wir sehen, dass eure kirchliche Gemeinschaft gewachsen ist. Was ist es wohl, dass sich Menschen für eure katholische Kirche entscheiden?

Es scheint aber, dass ich im Dialog des Alltags auch heimatlos werde und in gewissem Sinn heimatlos werden muss. Ich habe die Spannung auszuhalten zwischen dem mit den Ureinwohnern zu sein und zu leben und nie Ureinwohnerin zu werden; zwischen die Schweiz verlassen und doch Schweizerin zu bleiben. Seit 30 Jahren werde ich von den Menschen hier nie mit meinem gewohnten Schwesternnamen Jermia angeredet. Wenn ich in Taiwan leben will, so wird mir schon am ersten Tag ein neuer Name gegeben. „Tao huei-in“ so heiße ich hier (Tao ist ein Familienname und heisst „Töpfer“). Die Leute sprechen mich mit „Tao siou-nu“ („Schwester Töpfer“) an. Ich bin dankbar, wenigstens noch etwas vom Propheten Jeremias herübergerettet zu haben (vgl. Jer 18,1-6). Vom Ureinwohnerstamm der Bunun werde ich „Tina Ilung“ (Mutter Ilung) gerufen. Diesen Namen erhielt ich von einer Dorfgemeinschaft, nach dem Tod einer Mutter mit dem Namen „Ilung“, die ich getauft hatte und die keine Kinder hinterliess.

Es ist nun einmal so, wenn ich hier arbeiten will, muss ich die Geschichte der Menschen kennen lernen, mit all den unterschwelligen, unausgesprochenen Gefühlen von Liebe und Hass, von Hoffnungslosigkeit und Mut, von Verzweiflung und neuen Plänen, von Trauer und Hoffnung. Ich muss lernen den Menschen ins Gesicht zu schauen, zu sehen, was dahinter verborgen liegt. Alles was ich meine zu wissen, habe ich zurückzulassen.

Dialog geschieht in erster Linie im Alltag, d.h. wenn ich im Dorf kranke und alte Leute besuche, frage ich nicht, ist der oder die Christ oder Christin. Nein, ich sehe vor mir Menschen, die meine Nähe, mein Mitsein, meine Hilfe brauchen, unabhängig von ihrer Religion. So hängt in meinem Arbeitszimmer eine chinesische Violine, die mir ein Mann mittleren Alters, der der Volksreligion angehörte und durch einen Unfall ans Bett „gebunden“ war, geschenkt hat. Während acht Jahren, bis zu seinem Tod, besuchte ich ihn jeden Freitag und mein wöchentlicher Besuch half ihm, seine Situation anzunehmen. Jede Woche besuche ich eine schwer krebserkrankte Taoistin. Sie gab mir die Erlaubnis für sie zu beten. Schon nach dem zweiten Besuch sagte sie: Dein Gebet gibt mir Kraft und macht mir Mut meine letzte Wegstrecke zu gehen. Bitte komm wieder! Oder wenn die eine Kindergärtnerin die der Volksreligion angehört, eines Morgens zu mir kommt und sagt: Heute Nacht habe ich zu deinem Gott gebetet, denn mein Kind wurde von einem heftigen Fieber befallen. Ich habe gesagt: „Du Gott der Schwester, Du kennst mich zwar nicht, aber ich bin sicher, dass Du meinem Kind helfen kannst, damit das Fieber zurückgeht. Ich habe gehört, dass Du die Kinder besonders liebst. Bitte hilf!“ Ich selber wurde ganz ruhig und mein Kind ist bald friedlich eingeschlafen. Auf meinem Rosenkranzrundgang, komme ich an verschiedenen Familien vorbei, die der Volksreligion angehören. Es kommt selten zu einem Gespräch, ich nicke ihnen lächelnd zu und bereits „antworten“ sie mit einem Lächeln. Vor zwei, drei Wochen rief ein Mädchen: Schwester warte! Es sprang ins Haus, kam sehr schnell wieder zurück und schenkte mir eine wunderschöne grosse Frucht.

Der Baumeister, der derzeit unsere neue Kirche baut, gehört der chinesischen Volksreligion an. Mit ihm diskutiere ich selbstverständlich, wie der Altarraum gestaltet werden soll, wo und wie der Altar und Ambo zu stehen kommen, wie gross das Kreuz sein wird und wie es hervorgehoben werden kann, wie und wo der Tabernakel eingebaut werden soll. Und wenn der Architekt (ein Katholik) plötzlich teureres Material vorschreibt, sagt der Baumeister bereits: Er glaube WIR Katholiken von Chulu hätten so viel Geld zur Verfügung; er identifiziert sich mit uns und hat sogar den Altar mitfinanziert.

Wenn es darum geht, die Schäden nach einem Erdbeben zu beheben, dann frage ich zuerst: Ist euer Schaden gross? Kann ich etwas helfen? Braucht ihr einen Unterschlupf? Jedenfalls

kommen die anderen Leute genau so auf mich zu. Sie schauen nicht zuerst auf mein Ordenskleid, sondern auf die Situation, in der ich bin, ob ich etwas brauche und ob es mir gut geht. Beim starken Erdbeben dieses Jahr im April waren es der Baumeister, die Nachbarn und der Kirchenpräsident die sich noch vor meinen Mitschwestern um meine Situation kümmerten.

Mit unserem Pfarreirat war ich bei der Schwägerin des Kirchenpräsidenten zu einem wunderbaren Nachtessen eingeladen. Frau Koe ist nicht katholisch, sie verehrt mit ihrer Familie die Meeresgöttin Guan Yin. Im Verlaufe des Abends legte Frau Koe ein Geständnis ab, sie sagte: „Mein Mann und ich haben dem heutigen Abend mit etwas Bedenken entgegengesehen. Noch nie war eine Schwester in unserem Haus. Jedes Mal wenn ich in mein Heimatdorf Chulu (das Dorf, wo ich wohne) ging und die Schwester sah, machte ich einen Umweg, um ja der Schwester nicht zu begegnen. Eine Ordensschwester ist für mich so etwas Unnahbares. Heute Abend erlebe ich, dass die Schwester fühlt wie wir, dass sie unsere Anliegen versteht, dass sie mit beiden Füßen im Alltag steht und doch auch in enger Verbindung mit ihrem Gott.“

Mein Dasein, mein Mit-den-Menschen-Sein, mein Mit-ihnen-Unterwegssein, meine Präsenz, ist dialogisch und muss es sein.

Zur Autorin

Sr. Jermia Thoma CSC arbeitet seit 1977 in Taiwan (Catholic Church, Pinan Hsiang, Tiatung Hsien, 95441 Chulu, Taiwan). Sie ist Pfarreileiterin in Chulu und Ausbilderin von Katechetinnen und Katecheten. Sie erlangte das Lehrerinnendiplom und ein Diplom als Katechetin und Ausbilderin von Katecheten. Sie hat die Katechetische Arbeitsstelle Bern Stadt aufgebaut und war als Ausbilderin von nebenamtlichen Katechetinnen und Katecheten in Bern und Deutsch-Freiburg tätig.